



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heimat und Volkstum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich wohl gerade die tüchtigen und wohlhabenden Meister, mehr noch in andern Gewerben als in der Schusterei, aus Leibeskräften wehren, und die Wiedererweckung der Lassalle'schen Idee, die Genossenschaften mit Staatsmitteln zu unterstützen, wird zunächst bei den Finanzministern auf entschlossenen Widerstand stoßen. Aber daß es die Handwerker in größerem Umfange als bisher mit genossenschaftlicher Selbsthilfe versuchen müssen, ist eine ganz selbstverständliche Forderung, der heutzutage wohl niemand mehr widerspricht. Leider fehlt, wie auch die „Untersuchungen“ vielfach hervorheben, das Beste dazu: der Genossenschaftsgeist. Erstens haben die meisten Handwerker gar keine Lust, anzufangen: der Staat soll ihnen die Genossenschaft, die doch nur ihr eigenes Werk sein könnte, fertig machen. Dann haben die kleinen, die die Genossenschaft am nötigsten brauchen, nicht die Mittel dazu, die größeren aber, die fest auf ihren eignen Füßen stehen, desto weniger Lust, sich für ihre ärmern Genossen aufzuopfern, je mehr sie Mittel haben. Und kommt irgendwo eine Genossenschaft zu stande, dann geht es gewöhnlich, wie wir schon gesagt haben: die energischen und tüchtigen Mitglieder stoßen nach und nach die schwächern ab und verspeisen die Frucht der Gründung allein. Trotz alledem müssen die Handwerker zu neuen Genossenschaftsgründungen unermüdlich aufgemuntert werden, und auch auf diesem Gebiete muß die Lösung bleiben: was gemacht werden kann, wird gemacht. Nur eben die Hauptsache — um es noch einmal zu wiederholen — kann durch Genossenschaftsgründung nicht gemacht werden, weder fürs Handwerk, noch für einen andern Stand.



Heimat und Volkstum



In deutschen Großstädten begegnet man gelegentlich Volksschul-
klassen, Knaben wie Mädchen, die, von ihren Lehrern geführt,
zwar in Reih und Glied, aber sonst ziemlich zwanglos dahin-
marschieren und hin und wieder, sei es vor einem Gebäude
oder vor einem Denkmal, Halt machen, um von dem Lehrer be-
fragt zu werden oder Aufklärungen zu erhalten. Man merkt bald, daß da
Anschauungsunterricht in der Heimatkunde erteilt wird. Daß ein solcher
Unterricht nötig ist, weiß jeder, der längere Zeit in einer Großstadt gelebt
hat. Man trifft dort, wenn man sich nach irgendeiner städtischen Merkwürdig-
keit erkundigt, oft auf eine erstaunliche Unkenntnis der eignen Heimat; der
fremde Reisende ist, wenn er die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel

benutzt, bald besser unterrichtet als der Einheimische. Die deutschen Mittel- und Kleinstädte sind meist nicht sonderlich reich an Sehenswürdigkeiten; was vorhanden ist, prägt sich ohne weiteres ein, sodaß es hier jenes Anschauungsunterrichts nicht bedarf. An seine Stelle sollten hier Schulausflüge in die nähere und weitere Umgebung treten, aber sie finden selten genug, meist nur einmal im Jahre statt. Als Unterrichtsgegenstand hat man die Heimatkunde wohl jetzt in allen deutschen Volksschulen, sie leitet den geographischen Unterricht ein; doch fürchte ich fast, daß man kaum bemerkenswerte Ergebnisse damit erzielt: die Schüler sind meist noch zu klein, als daß sie dauernde Eindrücke empfangen könnten, und der Unterricht bleibt im ganzen auf die Festlegung der Örtlichkeiten nach den Himmelsrichtungen beschränkt. Als Ergänzung kommt später der Unterricht in der Landesgeschichte hinzu, das heißt, wenn das Land zufällig einen Staat bildet; allzu viel hat man aber auch für diese nicht übrig, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß der künftige deutsche Staatsbürger, wenn er ein leidlicher Schüler war, beim Verlassen der Schule zwar Geographie und Geschichte Deutschlands, vielleicht sogar Europas einigermaßen beherrscht, in seiner engeren Heimat aber, vielleicht abgesehen von dem Geburtsort und seiner nächsten Umgebung, so schlecht wie möglich zu Hause ist, weder von ihren geschichtlich oder anderswie merkwürdigen Stätten, noch den Ereignissen, die sich auf ihnen abspielten, noch den berühmten Männern, die aus der Heimat stammten oder in ihr wirkten, etwas Rechtes weiß. Die höhern Lehranstalten leisten auf dem Gebiete der Heimatkunde verhältnismäßig noch weniger als die Volksschulen, sie führen die Jugend sofort in die Fremde, anstatt sie erst in der Heimat heimisch werden zu lassen; mir sind Fälle genug bekannt, wo junge Leute ägyptische, assyrische und medische Könige in der richtigen Reihenfolge herzusagen wußten, aber aus dem eingebornen Herrschergeschlechte, das freilich ausgestorben war, nicht einen einzigen kannten. Ein wenig hilft nun zwar das Leben oder der Zufall nach; noch ist der Heimatfönn (wenn man das Wort bilden darf) im deutschen Volke nicht ganz erloschen, man hört ältere, belesene und vielgewanderte Leute allerlei erzählen, man liest in alten Büchern dies und das und findet wohl auch in der Zeitung einmal das eine oder das andre aufgefrischt, man kommt selbst etwas herum, und so macht das Leben zum Teil wieder gut, was die Schule versäumt. Aber bei wie vielen? Man kann seine Heimat lieben, auch wenn man wenig von ihr weiß, das Haus, der Ort, in dem man geboren und erzogen ward, werden bei manchem auch dann noch eine starke Anziehungskraft üben, wenn die Eltern längst tot und Verwandte und Jugendfreunde in alle Winde zerstreut sind, aber die rechte Liebe zur Heimat entsteht doch erst mit der genauen Kenntnis alles dessen, was sie schön und groß macht, was ihr Wesen bildet, mit dem Hineinwachsen in ihr Volkstum und dem Stolz darauf, wenigstens bei uns, die wir nicht mehr den Boden der Väter pflügen, die wir vom Nr-

großvater nur noch schwache Kunde haben, und deren Geburtshaus vielleicht längst dem Boden gleichgemacht ist. Der ganze Heimatboden muß durch umfassende Liebe unser Besitz, die Heimatgenossen aller Zeiten müssen für unser Empfinden unsre Vorfahren, ihre Thaten die unsrer Väter werden, und wenn wir dann noch die Erbschaft des Blutes, die Stammesgenossenschaft, die Sitte, in der wir aufgewachsen sind, die Sprache, die wir reden, kurz unser besondres Volkstum nach Gebühr hochhalten, so werden wir uns auch irgendwo zu Hause fühlen und zu Hause sein, welche Erfahrungen wir auch in der Heimat selbst gemacht haben, wohin uns auch das Schicksal verschlagen hat. Unsre Väter hatten eine Heimat und liebten sie fast unbewußt, wir verlieren sie gar zu leicht und müssen sie daher rechtzeitig bewußt lieben lernen; denn unser Herz braucht sie, es will und muß etwas haben in dieser unruhigen, zersfahrenen Zeit, woran es hangen kann. Aber nicht nur wir allein, die wir uns für gebildet halten, und denen alle Bildung doch nicht die wahre Heimat giebt, sondern die sie oft nur unzufriedner macht, brauchen die Heimat, dem ganzen Volk muß sie erhalten oder zurückgegeben werden, als wirkliches Gut und für die Empfindung, auf daß nicht der alte Fluch: Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden! an unserm Geschlecht erfüllt werde, daß Glück und Zufriedenheit, die oft vollständig aus unserm Lande verschwunden scheinen, wieder bei uns Heimstätten bauen können. Wer keine Heimat hat, hat in der Regel auch kein Vaterland.

Die Ursachen, die dazu geführt haben, daß heute ein großer Teil des deutschen Volks heimatlos oder doch nirgends recht zu Hause, ohne tieferes Heimatgefühl ist, sind leicht zu erkennen. Die Freizügigkeit, die man wohl verantwortlich macht, ist es im Grunde nicht; denn die Gewährung des Rechts, jederzeit und überallhin fortziehen zu dürfen, bewirkt noch keineswegs, daß man es wirklich thut. Im allgemeinen wird jeder gern in der Heimat bleiben, wenn er dort sein Auskommen hat, der Wander- und Veränderungstrieb ist von vornherein immer nur bei einer beschränkten Anzahl vorhanden, und wenn er plötzlich in einem ganzen Volke besonders stark wird, so müssen da soziale Ausnahmeverhältnisse zu Grunde liegen. So sind denn auch die heutigen Wanderungen, der Zug in die großen Städte und der auch nicht seltne von Großstadt zu Großstadt, zuletzt auf das Auskommen der Industrie und die damit verbundene Proletarisierung der Massen zurückzuführen, mag man außerdem auch eine ganze Reihe Ursachen zweiten Ranges angeben, die die Schuld mehr den Wandernden selbst zuschieben. Man kann sich vielleicht auch heute noch Heimatgefühl beim Besitzlosen denken, obwohl es sich doch nur beim Besitzenden so recht ausbildet; aber der moderne Proletarier, dessen Leben zwischen der Fabrikarbeit in der Woche und hastigem Genuß am Sonntag verfließt, hat einfach keine Gelegenheit, es in sich zu nähren, auch kümmert sich ja niemand weder um ihn noch um seine Kinder, denen dasselbe Los bestimmt

ist. Die Wurzeln, die in frühern Zeiten auch den Besitzlosen an den Heimatboden fesselten, hat die unsrige alle abgeschnitten, indem sie alle volkstümlichen Überlieferungen ausrottete und die ganze Lebensführung der niedern Stände änderte. Obgleich die oberflächliche Verstandeskultur, die sie an die Stelle jener Überlieferungen setzte, durchaus nicht für alle schwierigeren Verhältnisse des Lebens genügt, ist sie doch selbst in den festhaften Bauernstand eingedrungen und greift auch dort mehr und mehr um sich, sodaß die alten Trachten und Sitten aussterben und auch der ererbte geistige und gemüthliche Besitz des Bauerntums, der ihm, wenn er auch nicht groß war, doch einen festen Stand in der Welt ermöglichte, mehr und mehr schwindet. Ich leuge nicht, daß manches neu gewonnen worden ist, was sich im Laufe der Entwicklung als Segen bewähren wird, aber es ging und geht auch viel verloren, was zu erhalten von der größten Bedeutung und auch möglich gewesen wäre, wenn man die Verbreitung der modernen Kultur nicht so leichtsinnig dem Zufall und oft den schlechtesten Gliedern der Bevölkerung überlassen hätte. Aber auch das Handwerkertum der kleinen Städte ist zum Teil proletarisirt und folgt dem Zug in die Großstadt, da manches Handwerk durch die Fabrik völlig ruinirt ist; nur ein Teil hält noch stand und bildet mit dem bessern Teil des Bauernstands den Bestandteil des deutschen Volks, der am festesten in der Heimat wurzelt; ein kleiner Teil ist in das Unternehmertum und Fabrikantentum hineingewachsen und im ganzen „vergroßstädtert.“ Die großstädtische Bevölkerung kann man gegenwärtig in drei Klassen einteilen, in Proletarier, Bildungspsöbel und Gebildete; das alte, ehrenfesteste Bürgertum, das auch seine besondere Standesbildung hatte, ist bis auf kleine Reste ausgestorben. Die Proletarier sind heimatlos, und auch der Bildungspsöbel, der in Deutschland hoch hinauf und ziemlich tief hinab geht, ist es. Er nährt sich geistig, mag er sittlich auch noch unverkommen sein — das ist aber nicht die Regel —, von dem Abhub von Kunst und Wissenschaft und erkennt die Mode auf allen Gebieten als Gottheit an. Ihn muß man wohl verloren geben. Die wahrhaft Gebildeten sind heute vielfach in einer schlimmen Lage; die Höhe der Lebensführung, die sie notgedrungen einhalten müssen, stellt den besten Teil ihrer Kraft in den Dienst rein materieller Bestrebungen und macht auch sie zum Teil heimatlos. Manche sind schon nach der Art ihrer Bildung und nach ihrem Berufe international, und jedenfalls haben sie alle ihre Einzelinteressen, sei es die Politik, sei es die Kunst, sei es die Wissenschaft, sodaß die Hingebung an die Heimat, die Freude am Volkstum selten genug ist. Im ganzen kann man wohl sagen, daß es der moderne Mensch zwar noch hin und wieder zu einem „trauten Heim,“ zu einem rechten Einwurzeln in der Heimat aber nicht mehr bringt. Die Liebe zum Vaterlande ist dafür wohl ein gewisser, aber doch kein voller Ersatz — das darf man wohl aussprechen, ohne partikularistische Neigungen bezichtigt zu werden.

Gehe wir nun im einzelnen unterfuchen, was des Heimatlichen und Volkstümlichen verloren gegangen ist, was noch zu retten sein dürfte, und was vielleicht noch wieder- oder neu hinzuzugewinnen wäre, soll der Begriff „Heimat“ noch etwas näher bestimmt werden. Unter Heimat verstehe ich das „Land,“ worin jemand mit seinen Stammesgenossen lebt; wo aber Land und Stamm für die einheitliche Anschauung zu weit und groß sind, verstehe ich darunter die Landschaft, die geographisch und ethnographisch ein Ganzes bildet, ihren natürlichen Mittelpunkt und, womöglich, auch eine besondere, einheitliche Geschichte hat. Wie ihr politisches Verhältnis heute ist, wie die Grenze geht, kommt wohl etwas, aber nicht hauptsächlich in Betracht. Darnach wäre vielleicht Heimat, engere Heimat und endlich engste Heimat, der Geburtsort mit Umgebung, zu unterscheiden, denen sich als allerengster dieser Begriffe noch das Heim, das Vaterhaus, anschlüsse. Um einige Beispiele durchzuführen: Meine Heimat ist Schleswig-Holstein, dem ich für Zwecke der Heimatkunde die Hansestädte Hamburg und Lübeck wie das oldenburgische Fürstentum Lübeck ruhig einverleibe, meine engere Heimat ist der alte Gau oder die Grafschaft Dithmarschen, nicht etwa einer der beiden preußischen Kreise, in die das Ländchen heute zerfällt, meine engste Heimat Ort und Kirchspiel Wesselfburen. Wenn Augsburg jemandes Geburtsort ist, so ist das bairische Schwaben seine engere Heimat, Schwaben aber, nicht das Königreich Baiern, seine Heimat. Die Heimat des Deutschen bildet also immer das alte Stammesland oder doch die natürlichen großen Abteilungen, in die es zerfällt; also bei Schwaben etwa das Land der Rheinschwaben, der schweizerischen Alemannen und der vorzugsweise so genannten (württembergischen und bairischen) Schwaben; die engere Heimat bildet der alte Gau oder die Landschaft oder ein anderes natürliches Gebilde, unter Umständen auch eine sehr große Stadt, sodaß hier engere und engste Heimat zusammenfällt. Ganz scharf kann man nicht immer scheiden, aber doch so viel als nötig ist; man braucht nur einmal eine deutsche Sprach- und Dialektkarte in die Hand zu nehmen.

Hier wäre denn nun gleich eine bedauernswerte Tatsache zu verzeichnen: das deutsche Stammesbewußtsein ist heute vielfach erloschen, und die Schule vermag nicht einmal das zu erreichen, daß jeder Deutsche lernt, wos Stammes er ist. Wohl knüpft die politische Einteilung, wenigstens der beiden größten Staaten, an die Stämme an, obgleich die Provinz Sachsen z. B. in diesem Sinne immer noch ein unglückliches Gebilde ist und auch anderswo wenig zu einander passende Gebiete zusammengefaßt worden, manche, wie die Lausitz, völlig zerrissen sind; ja stellenweise tragen selbst Kreise alte geschichtliche Namen, die den alten Gauen einigermaßen entsprechen, so in Schleswig-Holstein; dennoch ist eine klare, natürliche Einteilung Deutschlands fast in niemandes Bewußtsein und kaum auf dem Papier zu haben. Die alte, so notwendige Unterscheidung zwischen Obersachsen und Niedersachsen — da denn den heutigen

„Sachsen“ nicht zugemutet werden kann, von ihrem Namen zu lassen — ist heute im Volke kaum noch bekannt, wenn auch zehnmal in der Schule gelehrt wird, daß die Sachsen, mit denen Karl der Große kämpfte, nicht die Vorfahren der Leute waren, die heute in Leipzig und Dresden wohnen. Unklar ist auch der Begriff Thüringen, da sich die Nordthüringer wohl Sachsen und die zu den sogenannten thüringischen Staaten gehörigen Franken und Vogtländer wieder Thüringer nennen. Selbst der bairische Franke, der bairische Schwabe nennt sich schon Baier, der württembergische Franke dagegen gemächlich Schwabe, der hessische Franke natürlich Hesse oder Darmstädter, und der Badner weiß meist nicht, was er ist. Wäre es denn so ungeheuer schwer, eine gute, übersichtliche Karte der deutschen Stammeswohnsitze und der natürlichen Länder und Landschaften Deutschlands zu entwerfen, etwa auf der Grundlage der vorhandenen Sprachkarten, aber mit möglichster Berücksichtigung der geographischen Gliederung und des geschichtlichen Werdens und Zusammenhangs, und diese in die Volksschulen und unteres Volk zu bringen? Man brauchte auf ihr wahrhaftig nicht die 366 Territorien des alten Reichs wieder aufleben zu lassen, aber die alten Stammes- und Landschaftsnamen müßten, wenn sie auch längst aus der offiziellen „Nomenklatur“ verschwunden sind, alle dasein, und dadurch das deutsche Volk wieder gewöhnt werden, sich als ein natürlich gegliedertes Ganze zu empfinden. Obgleich die unheilvolle politische Zerklüftung und die damit zusammenhängenden eigentümlichen religiösen Schicksale mancher Landstriche den alten Zusammenhang der Stämme hin und wieder zerrissen haben, hat er doch im ganzen die Jahrhunderte überdauert und besteht bis auf den heutigen Tag. Wir können es aber heute ruhig wagen, das deutsche Volk wieder an seine alte Zusammensetzung zu erinnern; denn unser Partikularismus knüpft bekanntlich nur an die Staaten und Stättchen an und ist als reinpolitischer Natur eher ein Feind der natürlichen Gliederung, wie er denn auch zur Zeit seiner höchsten Blüte schleunigst die geschichtslose französische Departementseinteilung einführte. So kann man die Wiederherstellung der natürlichen Gliederung für das Volksbewußtsein sogar als eine That im Dienste des Einheits- und Reichsgedankens ansehen. Der Unterricht aber, meine ich, würde sogar einfacher werden, wenn die natürliche Grundlage des Volkstums überall festgehalten würde; jedenfalls würde er fruchtbarer werden, denn Geographie, Ethnographie und Geschichte gewöhnen den engsten Zusammenhang, und Sprache, Sitte, Brauch, ja überhaupt der Volkscharakter ist ja heute noch immer vom Stamm bestimmt, mögen auch die Wanderungen alter und neuer Zeit überallhin fremde Glieder versprengt haben.

Das wäre eine für das Volk zu lösende Aufgabe. Für die Gebildeten und für die Wissenschaft wäre noch manches andre zu leisten. Die Volkskunde, die in Deutschland wesentlich Stammeskunde ist, ist nun reichlich fünfzig Jahre alt, und sicher liegt ein gewaltiges Material vor, aber mit seiner Ver-

arbeitung sieht es nicht zum besten aus, wenigstens ist außer den grundlegenden Niehlschen Arbeiten und einigen Einzelwerken, wie dem Marschenbuch von Hermann Allmers, nichts in weitere Kreise gedrungen. Was für dankenswerte Gaben an das deutsche Volk eine ganze Reihe solcher Stammesmonographien wäre, wie Niehl eine in seinen „Pfälzern“ geliefert hat, braucht man wohl nicht auseinanderzusetzen, aber unsre junge Gelehrten haben sich meist zu tief in Einzeluntersuchungen eingelassen, auch den hier durchaus notwendigen Zusammenhang mit Heimat und Volkstum verloren und sind in der Regel auch zu schlechte Schriftsteller, als daß sie so etwas versuchen könnten. Unter Umständen hilft eine Dilettantenarbeit aus, wenn nur der Dilettant im Volke wurzelt und ein Herz für das Volk hat; so ist z. B. ein 1858 erschienenes Werk des Wandsbecker Pastors A. U. Hansen, das folgenden langen Titel führt: „Charakterbilder aus den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck wie dem Fürstentum Lübeck, betreffend das Land und seine Gestaltungen, das Volk und sein Werden, sein Leben, seine Sprache, seine Einrichtungen und Zierden, entworfen für das Volk,“ trotz zahlreicher Einseitigkeiten und Irrtümer ein vortreffliches Buch und selbst nach der Seite des Sozialen, das einen Pfarrer damals noch nicht zu kümmern brauchte, musterhaft. Ähnliche Werke mögen in geringer Anzahl auch anderswo geschrieben worden sein, aber nur wenige kennen sie, die Volkskunde ist nirgends recht Volksfrage geworden, man hat sie nicht ins Volk zurückgetragen, obwohl das Interesse dafür immer vorhanden war und auch heute noch ist. Natürlich ist es viel wichtiger, das Volk politisch aufzuklären! Aber vielleicht wird man doch eines Tages in Deutschland erkennen, daß es nötig ist, gegen den zentralisierenden Zug im deutschen Volksleben, zumal mit Berlin als Zentrum, ein Gegengewicht zu schaffen oder zu erhalten und ebenso gegen den demokratisierenden Zug, insoweit beide überall die Fülle der Erscheinungen, Farbe, Duft, Poesie und leider auch die Zufriedenheit und jegliches Lebensbehagen zerstören. Man kann ein guter Reichsdeutscher sein, ohne doch alle Regungen des schwäbischen Stammesstolzes zu verdammen, man kann auch ein überzeugter Demokrat sein, ohne an jedem Adelstitel und Wappenschild Anstoß zu nehmen, man kann vor allem ein wirklich sozial gesinnter Mann sein, ohne dem öden Nützlichkeitsprinzip der Sozialdemokratie zu huldigen. Zu viel geschichtlichen Ballast mit sich zu schleppen, ist zwar weder einem Volke noch dem Einzelnen gut, aber ewiger Radikalismus führt zu nichts, und wo das Gewordne auf natürlicher Grundlage steht, noch immer steht, da ist es zu achten, es verschafft sich übrigens auch selber, so oder so, Achtung. Solch ein natürlich Gewordnes und sich immer Erneuerndes ist das Volkstum, das Stammesvolkstum, aus dem das Nationalgefühl in dem früh vorhandenen Bewußtsein des Zusammenstimmenden der einzelnen Stämme natürlich entspringt und durch Arbeit im Dienste des nationalen Gedankens

auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete mehr und mehr entwickelt wird. Neuerdings reden wir viel von unserm Deutschtum, und es ist gewiß kein bloßer Begriff, aber es steckt in jedem einzelnen Volkstum, wie nach Dürer die Kunst in der Natur.

(Fortsetzung folgt)



Das Alte Testament und der Dichter des Heliand

Von Friedrich Düssel (in Berlin)



Im Frühjahr vorigen Jahres kam der germanistischen Wissenschaft die Nachricht von einem Funde, die in allen Kreisen lebhafteste Teilnahme und freudige Hoffnungen erweckte. Denn diesmal handelte es sich nicht bloß um eine Vermehrung des altdeutschen Sprachstoffs, die allein der Statistik unsrer germanischen Grammatik zu gute käme, sondern um die Vermehrung unsers dichterischen National-schatzes, aus der das geschichtliche Bild unsers Volksgemüts und Volksscharacters, unsrer Volksart und Volkskunst neue, wesentliche Züge gewinnen mußte. In der Vatikanischen Bibliothek in Rom saß der Heidelberger Oberbibliothekar Professor Dr. Zangemeister und forschte im Auftrage der badischen Regierung nach lateinischen Handschriften, die aus der ehemaligen Bibliotheca Palatina unter die päpstlichen Schätze der ewigen Stadt verschlagen worden waren. Aber es ging ihm wie Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. In einem lateinischen Sammelbände, mitten unter wertlosen astronomischen und nekrologischen Kalenderaufzeichnungen, fand er unerwartet beträchtliche, bisher unbekannte Bruchstücke einer alt-sächsischen, d. h. in altniederdeutscher Sprache abgefaßten Bibeldichtung, einen „Gold-schatz in steinigem Acker.“ Jeder, der mit den ältesten Schätzen unsrer deutschen Nationallitteratur einigermaßen vertraut ist, wußte sofort, daß es sich da um ein Gegenstück, wenn nicht um eine Geschwisterdichtung zu dem sogenannten Heliand handeln mußte, des einzigen Gedichts, das in alt-sächsischer Sprache auf uns gekommen ist. Der Heliand (Heiland) ist eine Evangelienharmonie aus dem neunten Jahrhundert, der Zeit der sächsischen Christenbekehrung, zunächst ein Werk der Seelsorge und Glaubensstärkung zu Nutz und Frommen der neubekehrten Gemüter, die, hartnäckig und treu am Alten hangend, wie es Stammesart war, noch immer nur gar zu gern wider den christlichen